

CATHY GOHLKE

Das Medaillon

Aus dem amerikanischen Englisch
von Renate Hübsch

SCM

Hänsler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe, die zur Stiftung Christliche Medien gehört, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.

Das vorliegende Buch ist ein historischer Roman, der natürlich auch vor einer gewissen historischen Kulisse spielt. Die auftretenden Personen entstammen jedoch der Fantasie der Autorin und jedwede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt.



© der deutschen Ausgabe 2022

SCM Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH

Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen

Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Originally published in English in the U.S.A. under the title:

The Medallion by Cathy Gohlke

Copyright © 2019 by Cathy Gohlke

German edition by SCM Verlagsgruppe GmbH with permission of Tyndale House Publishers, a division of Tyndale House Ministries. All rights reserved.

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:
Lutherbibel, revidiert 2017 © 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Übersetzung: Renate Hübsch

Lektorat: Heide Müller

Umschlaggestaltung: Sybille Koschera, Stuttgart

Titelbild: Foto Mädchen: © Rebecca Nelson/Arcangel Images; Foto Medaillon: by Thom King, © Tyndale House Publishers, Inc.; Illustration Davidstern: by corpus delicti from the Noun Project; all rights reserved.

Illustration Absatzzeichen: unbekannt

Autorenfoto: © SCM Verlagsgruppe GmbH/Tyndale House Publishers, Inc.

Satz: Satz & Medien Wieser, Aachen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-7751-6154-1

Bestell-Nr. 396.154

Bestell-Nr. 956.096.154

Kapitel eins

*Warschau, Polen
September 1939*

Der Kronleuchter der Bibliothekskuppel stürzte von der Decke und zerbarst in eine Million Kristallsplitter, als er auf den Boden fiel – den Boden, der drei Tage zuvor auf Hochglanz poliert worden war. Sophie Kumiega tauchte unter den Lesetisch, als die Bombe einschlug, und schützte, so gut sie konnte, ihren Stapel Erstausgaben und das Baby in ihrem Bauch. Eine zweite Bombe erschütterte das Mauerwerk und zertrümmerte das bodentiefe Fenster, trotz der vielen schraffiert aufgebrachten Klebestreifen. Marmorbüsten gingen in Stücke. Große Putzbrocken krachten auf den Boden. Aus den Regalen schlugen beißende Flammen.

»Raus! Alle sofort das Gebäude verlassen!«, rief Stefan Gadomski, der leitende Bibliothekar.

»Bringen wir zuerst diese Bücher in Sicherheit«, widersprach sein Assistent und schob einen Wagen mit halbsprecherischer Geschwindigkeit zum anderen Ende des Raumes.

»Wenn wir sie woanders lagern, fällt dort wahrscheinlich die nächste Bombe!«, brüllte Herr Gadomski.

»Dann bringen wir sie in den Keller«, rief sein Assistent.

Sophie konnte nicht mehr. Sie hatte hart gearbeitet, um ihre Stelle in der Warschauer Bibliothek zu bekommen – ein Glücksfall für eine Engländerin und ein noch größerer Glücksfall für eine Frau. Aber sie wollte für ihr Baby nichts riskieren – das Baby, für das sie und Janek gebetet, gespart und auf das sie seit ihrer Hochzeit Tag für Tag zugelebt hatten. Gerade jetzt befand sich Janek in seinem polnischen Kampfflugzeug mitten im Bombenhagel in einem Katz-und-Maus-Spiel mit der Luftwaffe. Das Mindeste, was sie tun konnte, war, ihr ungeborenes Kind zu retten.

Sie ließ die Erstauskgaben in die dafür vorgesehene Kiste fallen und hatte es fast bis zur Tür geschafft, als der Bibliotheksassistent ihr hinterherdonnerte: »Frau Kumiega, kommen Sie zurück! Wenn wir unsere Bibliothek verlieren, verlieren wir alles!« Aber Sophie drehte sich nicht um, aus Angst, sie könnte ihr Ziel aufgeben, so absurd es auch wäre, nur einen Augenblick zu zögern. Sie hatte sich immer der Autorität gebeugt, aber damit war nun Schluss. Zwei Kinder waren in zwei Jahren in ihrem Leib gestorben. Dieses Kind musste leben.

Einen Moment lang verharrte Sophie im Schatten der Bibliothekstür, unsicher, wohin sie sich wenden, in welche Richtung sie fliehen sollte. Mit jedem Tag verwandelten sich weitere Teile Warschaus in ein Kriegsgebiet. Unerbittlich fielen Bomben auf neue Ziele oder zerstörten bereits getroffene vollends. Tief fliegende Heinkels bombardierten Männer, Frauen, Kinder; ohne Gnade, ohne Unterschied.

Schließlich hastete Sophie zwischen den Gebäuden hindurch, verbarg sich, wann immer es ging, unter Vordächern und Markisen und versteckte sich so gut und so lange wie möglich unter Treppenabsätzen. Ob sie wohl sicher war, wenn sie nicht gesehen werden konnte? Was könnte schlimmer sein? Unter einem vertrauten Dach erdrückt oder auf der Straße von deutschen Fliegern abgeschossen zu werden? Häuserblock für Häuserblock kämpfte sie sich mal schleichend, mal rennend durch die in Trümmern liegende Stadt, betete für die Sicherheit ihres Mannes, betete für ihr Baby und betete, dass ihr Wohnhaus nicht zerstört worden war. Sie hatte gerade ihre Straße erreicht und ihre Wohnung im nächsten Wohnblock schon erblickt, als ein scharfes Pfeifen von hoch oben kam. Plötzlich Stille, dann zuckte ein gleißend heller Blitz aus weißem Licht und Feuer und riss einen bodenlosen Abgrund vor ihr auf.



»Sophia! Liebes Mädchen, du musst aufwachen. Bitte, bitte, wach auf.«

Janek, liebster Janek. Durch den dichten Nebel und das ständige Dröhnen in ihren Ohren hörte Sophie ihn kaum. Sie versuchte, die Augen zu öffnen, aber ihre Lider waren zu schwer.

»Sie kommt zu sich.« Eine andere Stimme – sicher Frau Lisowski, ihre Nachbarin von der anderen Seite des Flurs.

»Gott sei Dank! Wir dachten schon, wir hätten dich verloren. Ich dachte ...«

Durch zusammengekniffene Augen versuchte Sophie, etwas zu sehen, das Gesicht ihres Mannes zu erkennen, aber es war nicht da.

»Du lebst. Das ist alles, was zählt.« Es war ihr Nachbar und väterlicher Freund, der alte Herr Bukowski.

Ihr Herz stolperte. »Janek? Blute ich etwa? Blute ich?« Vor Schreck fuhr sie hoch.

»Nein, nein, meine Liebe, leg dich wieder hin – nur an der Stirn und an den Knien.«

»Ich gehe und hole Verbände. Sie dürfen nicht aufstehen, noch nicht.« Das war wieder Frau Lisowski.

»Dein Janek ist noch in der Luft und kämpft für uns.« Sie hörte den Stolz in Herrn Bukowskis Stimme.

Sophie strich sich die Haare aus der Stirn; als sie die Finger zurückzog, waren sie klebrig und rot. »Eine Explosion. Ich erinnere mich an eine Explosion.«

»Die ganze Straße liegt in Trümmern.«

»Und unsere Wohnung?«

»Die Fassade ist eingestürzt. Alles ist offen – wie bei einer Puppenstube«, schilderte Frau Lisowski.

Sophie versuchte sich daran zu erinnern, ob sie an diesem Morgen abgespült hatte. Was Frau Lisowski wohl von ihr denken würde, wenn alle Welt das schmutzige Geschirr auf ihrem Tisch sehen könnte?

»Bleib hier, bleib ruhig«, wies Herr Bukowski sie an. »Ich werde Hilfe holen und retten, was ich kann. Dann komme ich wieder.«

»Geh nicht weg. Verlass mich nicht, Janek.« In Gedanken griff sie nach seinem Mantel, aber ihre Arme gehorchten ihr nicht.

»Dein Janek wird zurück sein, ehe du es dich versiehst. Ich bin bald wieder da. Ehrenwort.«

»Bringen Sie mir ...«

»Ja, ich bringe, was ich kann. Was immer noch da ist, übergebe ich dir persönlich.«



Als Sophie die Augen öffnete, lag sie auf einer Pritsche in einem Raum, in dem es nach Rauch und verbranntem Metall, verkohltem Papier und Holz und angesengtem Haar roch. Das einzige Licht kam von einer abgeschirmten Laterne auf einem kleinen Tisch in der Mitte des Raums. Asche klebte ihr zwischen den Zähnen, auf der Zunge und verfilzte die Haare, die ihr ins Gesicht fielen. Das Grollen von Explosionen hörte sie nur abgedämpft, als komme es von weiter weg. Eine dunkle Gestalt kauerte auf einem Stuhl neben ihrer Pritsche. Sie war zu schwächlich, zu zusammengesunken, zu rund, um Janek zu sein.

»Herr Bukowski?«, flüsterte sie.

Die Gestalt regte sich und richtete sich auf, dass Sophie die Nackenwirbel knacken hörte. »Ah, du bist wach, Sophia Kumie-ga.«

»Herr Gadowski?« Mit ihrem Chef aus der Bücherei hatte sie nicht gerechnet, aber der Mann war ja auch der Patenonkel ihres Janek.

»Ja, ich bin es. Schön, dich im Land der Lebendigen zu sehen. Du hast drei Tage lang geschlafen.«

»Was machen Sie hier? Wo bin ich?«

»Du bist in einem Lagerraum im Keller der Bibliothek – der sicherste Ort, den ich im Moment finden konnte. Obwohl wir hier wahrscheinlich unter all dem Wissen der Jahrhunderte begraben werden, wenn die Bombardierung anhält. Aber das ist immer noch besser als unter den Trümmern des Fleischmarktes. Glaube ich zumindest.«

»Aber, Herr Bukowski – ich kann mich nur noch erinnern, dass Herr Bukowski ...«

»Im Radio haben sie was von einhundert Toten gesagt. Du wirst die Stadt nicht wiedererkennen. Der Zoo ist ein Trümmerhaufen. Zebras, Löwen, Tiger, Wallabys – alle wilden Tiere Afrikas, Australiens, der ganzen Welt sollen entkommen sein. Für Fußgänger ein Albtraum, für Jäger ein Fest.«

»Was? Sie haben den Zoo bombardiert?« Das ergab keinen Sinn.

Herr Gadomski zuckte mit den Schultern, als ob er ihre Gedanken lesen könnte. »Das ist so sinnlos! Jan muss es das Herz gebrochen haben – der Zoo ist sein Lebenswerk – und wie muss es erst Antonia gehen!«

»Ich kenne den Zoodirektor und seine Frau. Janek und ich gehen so gern ...« Aber sie hatte schon seit Beginn der Bombardierung nichts mehr von Janek gehört. Ihre Augen mussten ihr Flehen gezeigt haben.

»Wir haben nur gehört, dass sie kämpfen, zurückgerufen werden, sich neu formieren und tun, was sie können. Janek ist ein guter Mann, ein hervorragender Pilot. Darauf musst du vertrauen, meine Liebe.«

Sophie schluckte, ihre Kehle war wie zugeschnürt. Sie wusste, dass Herr Gadomski sich auch um ihn sorgte. Er liebte ihren Janek fast wie einen Sohn. Sie wollte ihm vertrauen.

»Bürgermeister Starzyński appelliert an die Warschauer, Schützengräben auszuheben – überall hängen Schilder, die uns auffordern, uns zu bewaffnen, die Weichsel zu überqueren und eine Verteidigungslinie zu bilden. Schaufeln und Schützengräben gegen deutsche Panzer«, schimpfte er. »Trotzdem muss ich gehen und mithelfen.«

»Hier? Jetzt?«

»Noch nicht, aber sie kommen, rollen langsam quer durch Polen an, und vor ihnen strömen Hunderte – Tausende – von Flüchtlingen in die Stadt. Ironischerweise glauben sie, unter deutschen Bombern seien sie sicherer als auf dem Lande. Obwohl es in weiten Teilen Warschaus nicht einmal mehr fließendes Wasser gibt, vielerorts auch keinen Strom.« Er schüttelte den Kopf. »Alles versinkt im Chaos, aber noch ist nicht alles ver-

loren ..., nicht, solange Władysław Szpilman noch Chopin für Radio Polen spielt.«

»Und Herr Bukowski?«

Herr Gadomski wandte den Blick ab. »Frankreich und England haben Deutschland den Krieg erklärt. Zwischen Explosionen und den Trümmern eingestürzter Gebäude jubeln unsere Bürger auf den Straßen – sie haben sogar den französischen Militärattaché vor der Botschaft in die Luft geworfen und dabei die *Marseillaise* gesungen. Weißt du, wie schlecht die Polen auf Französisch singen? Gott im Himmel sei Dank, jetzt sind wir wenigstens nicht mehr allein. Aber wir müssen Geduld haben. Der Sieg kommt nicht über Nacht.«

»Herr Gadomski – wo ist Herr Bukowski?«

Ein langer Moment des Schweigens. »Er hat seinen Sohn gebeten, dich in die Bibliothek zu bringen, als du ohnmächtig geworden warst. Er dachte wohl, du könntest dort zwischen den Regalen Zuflucht finden. Anscheinend gibt es euer Wohnhaus nicht mehr. Es tut mir leid.«

»Janek ...« Jedes Bild, jedes Buch, jede Erinnerung an Janek und ihr gemeinsames Leben war in dieser Wohnung.

»Dein Freund hat das für dich geschickt. Darin ist ein Foto von Janek.« Herr Gadomski zeigte auf zwei Taschen. »Nachdem er dich zurückgeschickt hatte, rettete er alles, was er konnte, für alle auf eurem Stockwerk, bevor ...«

»Bevor was?«

Herr Gadomski befeuchtete seine Lippen und zögerte erneut.

»Wo ist Herr Bukowski?«, beharrte Sophie. Das Herz schlug ihr bis zum Hals.

»Es tut mir leid, dir sagen zu müssen, dass dein Freund getroffen wurde, von einem Flugzeug beschossen, als er zum letzten Mal die Wohnung verließ. Sein Sohn war bei ihm und fing ihn auf, als er fiel. Sein Vater habe nicht lange leiden müssen, sagt er. Er hat diese Sachen gestern für dich mitgebracht.«

»Nein ... nein!« Sophie blieb beinahe das Herz stehen. Das war nicht möglich! Herr Bukowski, ihr Freund, ihr einziger wirklicher Freund neben Janek, seit sie nach Polen gekommen war.

»Er sagt, die letzten Worte seines Vaters hätten dir gegolten: ›Sag Sophia, sie soll kämpfen und den Glauben bewahren.« Und irgendwas mit: ›Denk an das Schilfmeer.«

Das Schilfmeer ... wie Adonai einen Weg bahnen wird, wo kein Weg ist ... Daran hatte er sie immer erinnert, wenn sie versucht war zu verzweifeln.

Die Anspannung und die Sorge, die Angst, die Sophie verdrängt hatte, seit Janek in den Kampf gezogen war, seit die ersten Bomben auf das fassungslose Warschau gefallen waren, zerrissen ihr schier das Herz. Das Schluchzen kam erst in keuchenden Atemzügen, dann in überwältigenden Wogen, die tief aus ihrem Inneren hervorbrachen, wie sie es nur vom Verlust ihrer Babys kannte – ein elementares, nacktes Wehklagen.

Herr Gadomski verließ still den Raum, während der Sturm tobte.



Als Sophie wieder aufwachte, brannte die Laterne noch immer und warf bizarre Schatten an die Wand. Auf dem Boden neben ihrer Pritsche lagen ein kleiner Laib Brot und etwas Käse, daneben stand ein Becher Wasser. Der Geruch von versengten Kleidern und Haaren hing immer noch in der Luft, aber nun war es merkwürdig still. Sophie hörte nur ihren eigenen Atem ... langsam, fließend.

Und dann erinnerte sie sich. Herr Bukowski. Stumme Tränen traten ihr in die Augen, rannen über ihre verrußten Wangen und tropften ihren Hals hinunter. Sie wischte sie weg und setzte sich auf. Das Schlucken schmerzte. War er getroffen worden, als er ihre Schätze rettete? Kein Besitz der Welt war das wert.

Sophie hätte weder Tag noch Uhrzeit sagen können. Sie musste sich in einem Innenraum befinden – es gab keine Fenster. Kein Wunder, dass das Bombardement weit weg geklungen hatte. Jetzt hörte sie keine Bomben mehr. Was immer das auch bedeuten mochte, es war eine Erleichterung.

Ein krampfartiges Ziehen in ihrem Leib ließ sie wacher wer-

den. Sie strich über ihren gerundeten Bauch und atmete erleichtert auf.

Sie musste aufstehen, musste auf die Toilette, musste etwas essen. Aber als sie die Decke zurückschob, war ihre Pritsche voller Blut.

Kapitel zwei

Vilnius, Litauen

»Bist du verrückt? Sag ihr, dass sie verrückt ist. Sag es ihr, Itzhak! Deine Frau ist verrückt.«

»Mama, sie ist nicht verrückt, sie trauert. Ihr Vater wurde getötet und sie will zu ihrer Mutter. Ist das so schwer zu begreifen? Ich bin ein Mann, und sogar ich verstehe es.« Itzhak stopfte sein bestes Hemd in den Koffer und schlug den Deckel zu.

»Es ist purer Leichtsinn, sich in so einer Zeit nach Warschau aufzumachen. Sie ist aufgewühlt, deine Rosa, labil. Sie ist ...«

»Sie ist meine Frau, Mama, und ich wäre dir dankbar, wenn du nicht schlecht von ihr sprechen würdest.« Itzhak konnte den Krieg, der zwischen den beiden Frauen tobte, nicht verstehen. Boten Hitler und seine Verbündeten seiner Mutter nicht genug Grund zur Sorge? Warum musste in seinem Haus Zwietracht herrschen?

»Aber jetzt zu reisen – das ist *meschugge*! Es ist zu gefährlich. Überall Deutsche! Bleibt hier, bleibt in Vilnius bis zum Frühjahr, dann könnt ihr weitersehen. Vielleicht ist es bis dahin vorbei.«

»Bis zum Frühjahr wird es nicht vorbei sein, und wie könnte es in Warschau schlimmer sein als hier? Erst die Deutschen, jetzt die Russen weniger als einen Tag entfernt – wir werden wieder besetzt werden, und wenn du glaubst, dass die Russen kommen, um uns zu retten, dann bist du *me...*« Er hielt inne, bevor er das Undenkbare aussprach. »Wir sind Juden, wo immer wir hingehen.«

»Schon jetzt sind die Straßen blockiert; es wimmelt nur so von Soldaten. In Warschau wird es noch schlimmer sein, ich hab's dir gesagt!«

»Vielleicht«, seufzte Itzhak. »Vielleicht geht morgen die Welt unter, aber vorher muss Rosa zu ihrer Mutter. Sie hat ihren *Pape* verloren. Ich hätte schon früher mit ihr aufbrechen sollen. Und

mehr will ich nicht hören. Sie möchte reisen, und ich werde sie hinbringen. Bei Tagesanbruch machen wir uns auf den Weg.«



»Es tut mir leid, Itzhak«, flüsterte Rosa, als er in dieser Nacht die Arme um sie legte. Durch das offene Fenster fiel das Mondlicht auf ihre Arme, Schultern und Wangen. »Es tut mir leid, dass ich dich deiner Familie wegnehmen muss, aber ich kann nicht bleiben, jetzt wo Matka ganz allein ist.«

»Rosa, hör auf, dich zu entschuldigen. Es gibt nichts zu bedauern, außer dass wir nicht früher aufgebrochen sind, dass ich dich nicht rechtzeitig zu deinem Papa gebracht habe, bevor ... bevor das alles passiert ist. Ich hätte nie auf Mama hören dürfen. Du bist meine Familie. Wir sind unsere Familie.«

»Wir konnten nicht früher reisen. Ich war ... wir dachten ...« Aber sie konnte nicht weiterreden.

Er drückte sie an seine Brust und küsste ihr Haar.

»Deine Mutter gibt mir die Schuld. Sie gibt mir die Schuld, weil ich dir keinen Sohn geboren habe.«

»Sie will einen Enkel, der den Familiennamen weiterführt, der so aussieht wie ich und mit dem sie erhobenen Hauptes vor Ponia Dziedzic dastehen kann, die fünf Enkel hat. Sie wird alle beschuldigen, bis sie bekommt, was sie will. Es ist nicht deine Schuld. Dinge passieren oder passieren nicht. Wir wissen nicht, warum. Wir müssen es auch nicht wissen. Wir dürfen uns nur nicht unterkriegen lassen.«

»Ob wir wohl jemals eine richtige Familie sein werden?« Zwei Tränen liefen ihr über die Wangen – Tränen, die ihr zu vertraut und zu ständigen Begleitern geworden waren.

Itzhak wischte sie weg, strich ihr eine Haarsträhne aus den Augen und zeichnete die feine Kette von ihrem sanft geschwungenen Hals bis zu ihrer Brust nach. Behutsam betastete er das filigrane Medaillon, das er ihr an ihrem Hochzeitstag angelegt hatte – das Symbol des Lebens, wie es in Eden sein sollte, der Ganzheit und der ewigen Heimat, der Beziehung zu Adonai.

»Wir werden das sein, wozu Adonai uns bestimmt hat, all das, wozu er uns bestimmt hat.« Seine Lippen fanden ihre und er küsste sie tief und innig. »Du bist das einzige Zuhause, das ich jemals brauchen werde, meine Rosa.«



Die zerbombten Straßen Warschaws waren mit Flüchtlingen überschwemmt – so viele, dass Itzhak befürchtete, seine zarte, zierliche Rosa könnte von den Handkarren und den Pferdewagen, die vom Land herbeiströmten, zertrampelt werden. Er zog sie auf den Bordstein, kurz bevor ihr eine Ziege in die Seite stieß, die jemand an einem Strick führte.

»Wo meint der denn, in der Stadt eine Ziege unterbringen zu können?« Rosa schüttelte den Kopf. »Die vielen Menschen – wo sollen sie bleiben? Wer kann sie aufnehmen?« Itzhak beantwortete ihre Fragen nicht. Selbst jetzt, nach Tagen, an denen sie sich versteckt, und Nächten, in denen sie sich durch zerbombte Städte, über Felder und durch Wälder gekämpft hatten, schien seine Rosa das Ausmaß der deutschen Invasion nicht zu begreifen. Wer wusste schon, was die Russen aus dem Osten mitbrachten? Überall rannten die Menschen um ihr Leben und nahmen alles mit, was irgendwie von Wert war – um davon zu leben oder es zu verkaufen, um all das zu überleben, was kommen würde. »Es ist nicht mehr weit ... nur diese Straße hinunter und an der nächsten Kreuzung rechts, glaube ich.«

»Du hast ein gutes Gedächtnis, Itzhak. Oh, ich bete, dass unser Haus noch steht. Es wäre schrecklich für Matka, Tata und ihr Haus im selben Monat zu verlieren.«

Dies war auch Itzhaks Gebet. Ja, es wäre schlimm für ihre Mutter, das Haus zu verlieren, aber es wäre auch ein harter Schlag für Rosa. Und wo würden sie dann bleiben? Wie würden sie ihre Mutter finden? Er hatte wenig Hoffnung. Eine Straße nach der anderen hatte unter dem Blitzkrieg der Deutschen gelitten. Und doch, in der Mitte eines zerstörten Häuserblocks standen hier und da ein, zwei, manchmal drei Häuser, die bis

auf ein paar zerbrochene Fensterscheiben nahezu unversehrt geblieben waren.

»Da!«, rief Rosa und deutete auf ein Gebäude. »Da ist es! Oh, ich danke dir, Adonai, dass du unser Haus verschont hast!«

Itzhak brauchte Rosa nicht mehr mitzuziehen. In ihrem Eifer, die Türschwelle ihrer Mutter zu erreichen, zerrte sie ihn vorwärts. Sie schien nicht zu bemerken, dass der Vorgarten mit Unkraut überwuchert war, aber Itzhak entging es nicht.

»Matka! Matka! Ich bin es, deine Rosa! Ich komme nach Hause! Komm, mach uns auf!« Rosa hämmerte an die verschlossene Tür, aber es kam niemand. »Sie hat noch nie die Tür abgeschlossen – noch nie.«

Niemals in deiner Erinnerung, meine Liebste. »Ich sehe an der Hintertür nach. Warte hier mit unserem Koffer.« Itzhak sprang von der Vortreppe und verschwand um die Ecke des massiven Steinhauses, bevor Rosa etwas einwenden konnte. Er hatte seine Schwiegermutter nur ein paar Mal gesehen, bevor er und Rosa geheiratet hatten. Ihren Vater kannte er besser, denn er hatte bei dem älteren Mann eine Wohnung gemietet, während er in Warschau seine Ausbildung zum Elektriker absolvierte. Marya Chlebek war eine großzügige und anspruchsvolle Frau, eine liebevolle und anhängliche Mutter, für stark aber hielt er sie nicht. Seit Frau Dobonowicz, eine Nachbarin, Rosa geschrieben hatte, dass ihr Vater in den ersten Tagen der Bombardierung getötet worden war, hatte Itzhak um die Mutter seiner Frau gefürchtet, seine Ängste Rosa gegenüber aber lieber nicht geäußert.

Die Hintertür, die zur Küche führte, war verschlossen, innen waren die Vorhänge zugezogen. Obwohl die Dämmerung bereits hereingebrochen war, schien kein Licht. Itzhak griff unter die staubige Matte, dann unter die Geranie in einem Topf mit Riss, die jetzt trocken und verdorrt neben der Tür stand. Seine eigene Mutter hatte an ähnlichen Stellen Schlüssel versteckt. Nichts. Er fuhr mit ausgestreckten Fingern über den Türsturz und ertastete schließlich einen verrosteten Generalschlüssel. Wie lange mochte er dort wohl schon liegen? Vielleicht seit der Zeit, als Rosas Vater das Haus gebaut und seine Frau über die Schwelle getragen hatte.

Itzhak holte tief Luft und schloss die Tür auf. Die Küche war dunkel und kühl, aber sauber. Immer, wenn er zu Besuch gekommen war, hatte es nach Hühnersuppe, warmem Schwarzbrot mit Powidła śliwkowe – polnische Pflaumenbutter – und sogar nach Zimtkugeln geduftet, so süß, dass ihm als Litauer jedes Mal das Wasser im Mund zusammengelaufen war. Was Itzhak nun am meisten auffiel, war dieses Nichts, und das beunruhigte ihn am meisten.

»Matka! Matka? Bist du da? Wir sind es, Itzhak und Rosa, wir kommen zu dir nach Hause!«, rief er, während er von Zimmer zu Zimmer eilte. Er würde Rosa nicht lange auf der Türschwelle warten lassen, aber erst einmal musste er Gewissheit haben. Er wollte seine Rosa vorbereiten und sich um sie kümmern können, was auch immer sie vorfinden würden.

Das Erdgeschoss war leer. Er war auf der Treppe in den ersten Stock, als Rosa erneut an die Tür klopfte. »Matka! Bitte! Mach doch auf!«, rief sie, den Tränen nahe.

Itzhak nahm zwei Stufen auf einmal, schloss die Haustür auf und zog Rosa in seine Arme.

»Wo ist sie? Warum hat sie nicht geantwortet?« Er hörte die Panik in der Stimme seiner Frau.

»Vielleicht ist sie einkaufen gegangen. Vielleicht besucht sie eine Nachbarin oder ...« Er hielt inne, weil er nicht sagen wollte, *das Grab deines Tata*.

»Ja, du hast recht. Das kann sein.« Mit betont langsamen Atemzügen versuchte sie sich offenbar zur Ruhe zu zwingen. Sie wand sich aus seinen Armen, trat in die Stube und sah sich mit prüfendem Blick um. »Alles wie immer. Genauso wie immer.« Die Erleichterung in Rosas Stimme beruhigte Itzhaks Herz.

Sie fuhr mit den Fingern über den großen ovalen Tisch in der Mitte des Raumes – das Familienerbstück. Hier hatten sie ihre Hochzeitstorte angeschnitten, die ihre Mutter gebacken und kunstvoll verziert hatte. Doch Rosas Gesicht verzog sich, als sie ihre Finger ansah und sie Itzhak fast anklagend entgegenhielt. »Staub. Meine Matka würde niemals zulassen, dass sich Staub absetzt.«